



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Notizen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

neben mir bewegte, sich auf ihrem Bett regte und sich auf die Hand stützte und murmelte:

Ich wollte wirklich, du brächtest ihn jetzt bald endlich wieder an den warmen Ofen, Herz! . . . Die arme Albertine! . . . Aber so seid ihr Männer, einerlei, ob ihr unsre Väter oder ob ihr unsre Männer seid. Papa machte es gerade so improvisirt, wenn er mir am liebsten meinen höchsten Abscheu, seinen sogenannten jungen Freund Buckendahl, zum Frühstück mitbrachte. Wir hätten uns gegenseitig auffressen können, und er, Assessor Buckendahl, mich aus wirklich ernstgemeinter Zuneigung. Wie zog sich denn aber Albertine aus der entsetzlichen Verlegenheit, und was hatte sie euch vorzusetzen in ihren damaligen Umständen?

Ich ging auf den Behen hin und sah das Kind wieder im tiefsten, lächelndsten Schlummer liegen, und ich ging trotz dem ersten Streif grauen Morgenlichtes im Ofen noch einmal zu meinem Schreibgeräthe zurück. Sa, so sind wir Männer dann und wann, selbst bei den behaglichsten Verlockungen, wenn uns etwas auf die Nägel und die Seele brennt: ich mußte in dieser Nacht noch mit der Geschichte von unserm Weihnachtsgange nach Krickerde zu Ende kommen, gleichviel, ob ich Emmy mündlich oder mir schriftlich davon erzählte! —

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Eine welfische Reminiscenz. Wie bekannt, hängte sich an den entthronten König von Hannover, solange er noch über reichliche Mittel verfügte, ein Schwarm von Ehrenmännern ohne Unterschied des politischen und des religiösen Glaubensbekenntnisses, bereit, ihm sein Königreich durch Zeitungsartikel und Flugschriften zurückzuerobern. Da zu befürchten ist, daß von jenen Erzeugnissen wenig für die Nachwelt gerettet worden sei, erhält ein, bei einem Sammler von Kuriositäten zum Vorschein gekommenes umso größeren Wert, als es zugleich poetisches und Kunstwerk ist und recht eigentlich als „Illustration“ zu den neuesten publizirten Briefen aus Hiebing dienen kann. Es ist ein 1867 ohne Angabe des Druckortes erschienenes „Neues ABC-Buch.“ Von welchem Korn die häufig in Anspruch genommene Satire darin ist, zeigt sich in der Zusammenstellung von Bismarck und Bandit, Moon und Räuber, Voigts-Rheetz und Vampyr in den Fabelversen; und die hier angeführten Vergleiche sind noch nicht das schlimmste, wozu sich die dichterische Phantasie des Verfassers, wahrscheinlich eines von den „Republikanern,“ welche plötzlich Verteidiger des göttlichen Rechtes geworden waren, verfliegen hat. Andre Blätter atmen denselben Geist wie die Briefe, stellenweise begegnet man den gleichen Wendungen dort und hier. Der blinde König ist als Drachentöter abgebildet,

Grenzboten IV. 1884.

49

dann sehen wir sein künftiges Denkmal und daneben eins zur Erinnerung an Langensalza. Unter A ist zu lesen:

Ein Feind war uns Napoleon,
Der Kesse weiß nichts mehr davon,

unter B:

Zündnadeln schießen meilenweit,
Der Buave kommt zu seiner Zeit!

Nach Vorgängen neuestens Datum's zu schließen, haben sich die schönen Lehren dieses ABC-Buches manchen Personen dauernd eingepägt.

Eine neue Geschichte des Altertums*) kommt gegenwärtig einem lebhaft empfundenen Bedürfnis entgegen. Raum in einem andern Teile der Geschichte hat die Wissenschaft in neuerer Zeit größere Bereicherungen erfahren und ist noch jetzt in einer stärkeren Umgestaltung begriffen als in dem, dessen Bearbeitung Eduard Meyer, Dozent der Geschichte an der Leipziger Universität, unternommen hat. Die Ausgrabungen in Aegypten, Babylonien, Kleinasien und Griechenland, die Entzifferung zahlreicher Papyrushandschriften und assyrischer Keilschriften haben das Material so gewaltig vermehrt und die Ansichten teilweise so vollständig umgestaltet, daß in jedem, der sich mit alter Geschichte beschäftigt, der Wunsch nach einem bequem und übersichtlich geordneten Hand- und Hilfsbuche, welches die Ergebnisse von alledem in sich vereinigt, sich regen mußte. Allerdings ist auf einem Boden, wo man überall noch im rüftigsten Schaffen begriffen ist, noch keine abschließende Darstellung möglich, und jedes Unternehmen dieser Art wird auf die spätere Notwendigkeit mannichfacher Aenderungen gefaßt sein müssen.

Meyer, der im Vorwort selbst hervorhebt, daß es ihm durch den Gang seiner Studien vergönnt gewesen, auch auf orientalischem Gebiete fast durchweg aus den Originalquellen zu schöpfen, führt uns die Geschichte der Mittelmeerbölker — im weiteren Sinne des Wortes — vor Augen. Indier und Chinesen sind ausgeschlossen, da beide innerhalb der vorliegenden Zeit ohne dauernde politische Verbindung mit dem Westen geblieben sind und der Einfluß hellenistischer Kultur auf Indien gleichfalls keinen Bestand hatte.

Den einzelnen großen Abschnitten ist eine Uebersicht des Quellenmaterials vorausgeschickt, knappe, aufs wesentliche beschränkte Anmerkungen mit kurzen kritischen Bemerkungen und Hinweisen auf die wirklich wertvolle Literatur, auch Andeutungen, welche Lücken in der wissenschaftlichen Behandlung noch vorhanden sind und an welchen Punkten die Arbeit zu weiteren Forschungen einzusetzen hat, erläutern und vervollständigen die in den Paragraphen gegebene Darstellung. Der Text bleibt hierbei überall für sich vollständig verständlich.

Nach einer sich wesentlich auf Droysen stützenden Einleitung führt der Verfasser in dem vorliegenden ersten Bande die Geschichte des Orients bis herab zur Begründung des Perserreichs. Die Erzählung ist klar und im allgemeinen einfach. Wahrhaft glänzend ist die Schilderung der altägyptischen Geschichte und Kultur, nicht minder interessant die Geschichte Israels, gegeben in engem Anschluß an Wellhausen's epochemachende Forschungen, wenn auch gerade hier in einzelnen Punkten, wenn wir uns nicht täuschen, allzu kritisch verfahren ist. Auch lebensvolle Charakteristiken, wie die des Kyrus und Darius, fehlen nicht. In wenigen schlagenden Sätzen

*) Geschichte des Altertums. Von Eduard Meyer. Erster Band. Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreichs. Stuttgart, J. G. Cotta, 1884.

versteht es der Verfasser die weltgeschichtliche Stellung der einzelnen Völker zu würdigen, ganz besonders möchten wir da den die Semiten betreffenden Abschnitt hervorheben. Selbstverständlich beschränkt sich die Erzählung nicht auf die Darstellung der politischen Geschichte; die gesamte Kulturentwicklung, Religion, Literatur, Handel und nicht zum wenigsten die Kunst finden eingehende Behandlung.

Fassen wir nur die kunstgeschichtlichen Abschnitte ins Auge, so begrüßen wir gleich mit wahrer Freude die Darstellung der ägyptischen Skulptur, von der Meyer mit vollem Recht rühmt, daß sie uns eigentlich sofort mit Meisterwerken ersten Ranges entgegentrete, wie der Holzstatue des „Dorffschulzen“ und der Statue des „Schreibers“ im Louvre. „Wer erwägt, sagt der Verfasser, daß die Statuen dem „Ka“ des Verstorbenen (einem Geist, der den Menschen beim Tode wieder verläßt und den man sich als ein förmliches Abbild des Lebenden denkt) als Wohnsitz dienen sollte und daher eine ernste, würdevolle Haltung unbedingt geboten war, wird gegen diese Werke den oft geäußerten Vorwurf der Steifheit nicht erheben, sondern anerkennen, daß der Künstler die ihm gestellte Aufgabe auf das vollkommenste gelöst hat.“

Höchst aufmerksam ist Meyer ferner den Spuren des Zusammenhanges der orientalischen Kunstentwicklung mit der des Abendlandes, namentlich Griechenlands, gefolgt. So erstreckt die babylonische Kunst ihren Einfluß auf die abendländischen Völker durch Schaffung mißgestaltiger Ungeheuer, wie Drachen, Einhörner, Greifen u. dergl. In der Schilderung der durch Verbindung ägyptischer und babylonischer Elemente entstandenen syrischen Mischkunst tritt besonders die Ornamentik, namentlich die linearen Ornamente (Mäanderlinie u. s. w.), hervor. An diesen „geometrischen Stil“ hat die spätere griechische Vasentechnik angeknüpft. Die Entwicklung der assyrischen Baukunst weist uns auf das Vordringen dieses Stiles nach Kleinasien hin, wo er zur Kenntnis der Griechen gelangte, aus ihm hat sich der ionische Stil entwickelt. Schliemanns Funde haben natürlich ausgiebige Bewertung gefunden. Die Verwendung von Goldmasken, wie sie in Mykenä gefunden worden, will der Verfasser ägyptischem Einfluß zuschreiben, die erhaltenen Masken aber möchte er lieber als einheimische denn als phönizische Arbeit ansehen. Die oben erwähnte phönizisch-syrische Ornamentik ist in Orchomenos zu tage gekommen. Der gesamte von Schliemann in Hissarlik ausgegrabene Goldschmuck, viele Goldsachen in Mykenä und Orchomenos sind Erzeugnisse phönizischer Kunst, von dem betriebsamen Handelsvolk an den Küsten des ägäischen Meeres verbreitet. An den Werken der phönizisch-vorderasiatischen Kunst entwickelte sich die griechische Kunst, Jahrhunderte später erst trat dazu der Einfluß der babylonisch-assyrischen.

Dem Buche, welches übrigens auch typographisch schön und praktisch ausgestattet ist, geht eine kurze Erklärung voran, worin der Verfasser seinen Standpunkt gegenüber der Transkription darlegt — ein schwieriger Punkt. Wir haben eine Deutsche Morgenländische Gesellschaft, dazu neuerdings auch Orientalistenkongresse; für diese wäre es wahrhaftig eine lohnende Aufgabe, eine einheitliche Umschreibung anzubahnen. Jetzt findet sich z. B. in dem einen Werke Dhutmes, in dem andern Tutmes, hier werden Herhor und Hor Psimcha, dort Hrihor und Har-Pisebcha^u gebraucht, ganz abgesehen davon, daß auch oft noch die griechische Form, für das letztere Wort z. B. Pfusennes, steht. Den Laien, den Nichtkenner des Ägyptischen, Assyrischen — und das wird wohl immer die Mehrzahl der Leser bleiben — kann das nur irre leiten. Welche heillose Verwirrung wird erst entstehen, wenn einmal die Ergebnisse der neueren orientalischen Forschungen bis in die Schul- und Handbücher durchgesiebert sein werden!

Im zweiten Bande verspricht der Verfasser die griechische Geschichte und die Zeiten des Perferreiches, im dritten die hellenistische Zeit zu geben, woran sich vielleicht noch die Darstellung der römischen Geschichte schließen soll. Hoffentlich erfreut uns der Verfasser, der sich mit der Geschichte des Orients so glücklich und verheißungsvoll eingeführt hat, recht bald mit der Fortsetzung des begonnenen Unternehmens.

Eine Monographie über Leopold Schefer wird kaum zu den dankbaren Aufgaben eines Literaturhistorikers gerechnet werden dürfen. Einmal kann sie nicht auf das Interesse eines größeren Leserkreises hoffen. Denn wer interessiert sich heutzutage noch für Schefer? Es ist unglaublich, wie schnell er veraltet ist. Wenig mehr als zwanzig Jahre sind es, daß er gestorben ist (16. Februar 1862), noch in den fünfziger Jahren stand er in voller Blüte, als Sänger des Haffs in Hellas und des Korans der Liebe, als Autor des Laienbreviers und einer Anzahl von mehr als siebenzig Novellen und kleiner Romane — heutzutage liest ihn niemand mehr. Sein Quietismus, der sich für das Uebel durch die sofortige Erwägung des gegenüberstehenden Gutes rasch zu trösten suchte, konnte einer leidenschaftlich bewegten Zeit nicht mehr gefallen; sein Ueberfließen in Sprüchen wertvoller und billiger Weisheit, seine durch und durch reflektirte Lyrik entsprach einem Geschlechte nicht mehr, das auf Thaten und Thatfachen seinen Sinn richtete; seine phantastischen Erzählungen, die es nie zu einer konsequenten Darstellung eines einheitlichen Motivs bringen, der romantische, jeanpaulistrende, in subjektivster Laune sich gefallende Gang seiner Prosa konnten gegen die immer größere Macht des Realismus in der Epik nicht mehr Stand halten; seine Formlosigkeit im tiefsten Sinne vor allem kürzte die Zeit seines Ruhmes bei einem Geschlechte ab, welches die strenge künstlerische Form in allen Gebieten der Poesie aufs höchste zu schätzen gelernt hat. So kommt es, daß selbst die zahlreichen Artikel, welche bei seinem hundertsten Geburtstag am 30. Juli dieses Jahres in den Zeitungen zu lesen waren, auf keinen Wiederhall im Herzen des deutschen Lesers trafen. Was soll also der Biograph dieses Dichters für eine Aufnahme erwarten? Zwar wäre das alles noch kein abschreckender Grund für das Unternehmen einer solchen Biographie, denn man weiß ja zur Genüge, wieviel lieber heutzutage Werke über die Dichter, als ihre eignen und vollends lyrischen Werke gelesen werden. Ist auch das Buch des Dichters nicht mehr interessant, so kann es doch sein Leben sein, und oft ist so ein Künstlerleben in der That anziehend, abenteuerlich, spannend genug. Als historische Erscheinung mitten im Zusammenhange mit den Zeitgenossen, aus dem Wechselverkehre mit der Welt und den von ihr gewonnenen poetischen Eindrücken, aus der Nation und dem Vaterlande schaffend, bietet ein Dichterleben ein wunderbares Schauspiel oft für den Freund der Geschichte und einen dankbaren Stoff für den kunstvollen Geschichtschreiber. Aber leider fehlt alles dieses auch bei Leopold Schefer. In dem kleinen Städtchen Muskau, das in der Literaturgeschichte nunmehr auch berühmt dasteht durch den schriftstellernden Besitzer desselben, den Fürsten Pückler-Muskau, durch die großen Parkanlagen desselben und die anderthalb Jahre der freiesten Gefangenschaft, welche Heinrich Laube in freundschaftlichem Verkehre mit jenem literarischen Cavalier daselbst verbracht hatte, in diesem seinen Geburtsstädtchen Muskau verblieb Schefer die ganze Zeit seines Lebens, mit Ausnahme der Jahre von 1816 bis 1820, die er auf Reisen durch Italien, Griechenland und die Türkei verbracht hatte. Er wuchs als Autodidakt heran, ohne

Univerfitäten zu besuchen — damit fällt ein wichtiges und farbenreiches Kapitel sovieler Dichterbiographien bei ihm weg. Er hatte den geringsten Verkehr mit zeitgenössischen Schriftstellern, am meisten noch mit dem Fürsten, in dessen Diensten er stand, der aber immerfort auf Reisen war, und spät erst mit dem früh verstorbenen Max Waldau, der ihm kritisch bei den Ausgaben seiner Gedichte zur Seite stand — damit fällt ein zweites, sonst so dankbares Kapitel, das der Freunde und Genossen, weg. In der Jugend lebte Schefex sehr eingezogen, seinen Studien ergeben, als er von der Reise heimgekehrt sich verheiratete, nicht minder ruhig, sorgenlos und glücklich, er hatte eigentlich nie um seine Existenz zu kämpfen, es ging ihm alles stets glatt ab, selbst in der Literatur fand er höchst selten Gegner, aber umsomehr überschwängliche Anerkennung — damit fällt ein drittes Kapitel weg, das der Geschichte vom Kampf und Sieg in jedem Dichterleben. Schefex hatte endlich sehr wenig Sinn für die Außenwelt; von seinen äußeren Erlebnissen erzählt er, der sein ganzes Leben hindurch ein genaues (größtenteils noch wohl-erhaltenes) Tagebuch führt, so wenig wie möglich; die geringsten Nachrichten sind von seinen Reisen erhalten, deren Eindrücke und Resultate man nur aus seinen Dichtungen entnehmen kann; er hatte sich seit seiner frühesten Zeit — zu seinem Nachteil — in sich selbst eingesponnen, bei keinem andern Zusammenhang mit seiner Gegenwart, als durch die gedruckte Literatur, sich ohne persönliche Beeinflussung, weder eines Lehrers noch eines Freundes, ganz und gar aus sich selbst entwickelt — giebt es etwas Monotoneres, als die Entwicklungsgeschichte eines Grüblers, eines halben Brahminen, der stets die Augen nach innen gelenkt hat?

Wir haben also gewiß Recht, wenn wir die Aufgabe einer Lebensbeschreibung Leopold Schefers für eine undankbare in jeder Beziehung erklären und machen es von dieser Seite dem Autor einer uns vorliegenden Monographie*) gewiß nicht zum Vorwurf, daß sie eine etwas trockene Lektüre geworden ist. Nur meinen wir, hätte eine etwas kunstvollere Form der Darstellung, ein Versuch, die Gestalt des Helden im Zusammenhange mit seiner Zeit nicht bloß andeutungsweise, wie es ja genügend für den Kenner geschehen ist, sondern auch ausführlicher zu zeichnen, dafür aber andre Teile zu kürzen, der Monographie nur zum Vortheile gereichen müssen. Davon abgesehen soll ihr die Anerkennung einer fleißigen, einsichtsvollen und redlichen Arbeit nicht vorenthalten werden. Sie ist basirt auf jene oben erwähnten Tagebücher, auch scheint der sonstige Nachlaß Schefers dem Biographen zur Verfügung gestanden zu haben, und als ein sehr glücklicher Griff ist die Zusammenstellung der zeitgenössischen Urtheile über die einzelnen Werke Schefers zu bezeichnen. Dieser neueste literarhistorische Kunstgriff verspricht noch dankbarer für die Einsicht in das literarische Leben der Nation zu werden, wenn er in umfassenderer und geschickterer Weise ausgeführt wird, als es hier der Fall ist. Im ganzen steht Brenning Schefex gegenüber auf dem Standpunkte, den wir anfangs entwickelt haben; gleichwohl berührt es unangenehm, daß der Biograph so wenig Sympathie für seinen Gegenstand zeigt! Zwar urteilt er lange nicht so streng wie Goedeke über ihn, nimmt ihn vielmehr gegen diesen in Schutz; aber er ist auch weit entfernt von der Liebe Gottschalls für ihn — was wir ihm nicht im mindesten übelnehmen; aber gut macht sich dieser Mangel an wirklicher Sympathie für den Helden in einer Biographie doch auch nicht. Schließlich mag der Verwunderung Ausdruck gegeben werden, daß Brenning die Charakteristik Schefers, welche Julian Schmidt

*) Leopold Schefex. Eine Monographie. Bekrönte Preisschrift von Emil Brenning. Bremen, Kühle und Schlenker, 1884.

in seiner Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod (II, 509—525) mit vielen geistvollen Bemerkungen geliefert hat, so ganz mit Stillschweigen übergeht; Schmidt ist nachsichtiger als Brenning.

Den Preis erhielt die Schrift von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, welche 1881 einen solchen ausgeschrieben hatte.

Für den Weihnachtsbüchertisch sind schon die ersten Vorboten da, andre wenigstens in Sicht. Felix Dahn hat einen neuen Roman gebracht; auch der von Georg Ebers wird, wie die Tagespresse freudig verkündet, „rechtzeitig“ fertig werden, nur von Paul Thumann verlautet noch nicht, welche Dichtung oder Gedichtsammlung ihm von seinem findigen Verleger für dies Jahr zur Anfertigung der üblichen „Vollbilder“ und Textillustrationen aufgegeben worden ist. Bis wir es erfahren, möchten wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf ein Buch lenken, von dem wir herzlichst wünschen, daß es in der großen Bücherflut, die in den nächsten Wochen herandrängen wird, nicht untergehen möge: auf die illustrierte Prachtausgabe von Rudolf Baumbachs „Abenteuern und Schwänken.“*)

Das Gedichtbändchen, das hier in einen reichgeschmückten Quartband verwandelt erscheint, gehört unstreitig zu den liebenswürdigsten Gaben von Baumbachs Muse. Es ist der ganze Baumbach. Denn wo wäre er mehr in seinem Elemente, als wenn er launige Mären aus alter Zeit mit seinem köstlichen Fabulir- und Reimtalent neu machen kann! Daß die Verlags-handlung, die schon ihren kleinen Baumbachbändchen eine Ausstattung gegeben, welche an Feinheit und Vornehmheit des Geschmacks selbst vor unsrer besseren Buchausstattung merklich hervorsticht, etwas besonders leisten würde, wenn sie sich auf das Gebiet des Prachtwerks wagte, war vorauszusehen, und so weicht denn auch das vorliegende Buch in höchst erfreulicher Weise von den zwei oder drei Moderezepten ab, nach denen im allgemeinen die Prachtwerke der letzten Jahre hergestellt worden sind. Zu dem handlichen Quartformat, um dies vorweg zu erwähnen, sind zwar auch andre schon zurückgekehrt, nachdem man sich lange genug mit den anspruchsvollen, schwerfälligen Folianten herumgeschlagen hatte; auch die außerordentliche Schönheit des Druckes soll nicht besonders gerühmt werden in einer Zeit, wo auf dem Gebiete der Typographie die höchsten Anforderungen gestellt und von vielen Seiten auch erfüllt werden — wiewohl wir hier schon die Glanzseite des Buches berühren, denn so meisterhaft gedruckte Holzschnitte wie hier bekommt man nicht eben häufig zu sehen. Aber daß es eben Holzschnitte sind, daß der Verleger den Mut gehabt hat, einem Publikum gegenüber, welches durch die zum Teil höchst zweifelhaften Errungenschaften der neuestenervielfältigungsweisen geblendet und verwirrt ist, unbeirrt am Holzschnitt festzuhalten, das rechnen wir ihm hoch an.

Der Zeichner der Illustrationen, P. Mohn (warum „Professor“ Mohn? das sollten sich unsre Herren Künstler doch für ihre Visitenkarten und Thürschilder aufsparen!), hat in den letzten Jahren verschiedene Bilderbücher für die Jugend geliefert, in denen er sich unverkennbar als Schüler Ludwig Richters dokumentirte und die gewiß noch größeren Beifall gefunden hätten, als er ihnen ohnehin schon zu teil wurde, wenn sie nicht unter der Reproduktion — Buntdruck nach Aquavellen — manches von ihrem ursprünglichen Reiz eingebüßt hätten. In dem vor-

*) Abenteuer und Schwänke, alten Meistern nacherzählt von Rudolf Baumbach. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Professor Mohn. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1884.

liegenden Buche ist er dieser Gefahr nicht ausgesetzt gewesen. Seine Zeichnungen sind in dem xylographischen Institut von Raeseberg und Dertel augenscheinlich mit größter Akkuratess geschnitten und die Holzschnitte von der Druckerei von Marquart, wie gesagt, mit Meisterschaft gedruckt worden, was umsomehr hervorgehoben zu werden verdient, als Mohn, bei aller Abhängigkeit von seinem Vorbilde, sich keineswegs auf die bescheidenen Darstellungsmittel des Richterschen Holzschnitts beschränkt, sondern der heutigen malerischen Behandlung des Holzschnitts ein beträchtliches Stück Weges entgegenkommt, namentlich mit Vorliebe Nachtstücke zeichnet, in denen Mondlicht, Fackelbeleuchtung, erleuchtete Innenräume mit schwarzen Schatten kontrastieren, oder Landschaften, in denen Figuren im Vordergrunde sich von dunkeln Waldpartien abheben, und so ist denn das Werk des Künstlers hier in jeder Beziehung zur Geltung gekommen, ebenso gut und vielleicht besser, als es durch „Zinkographie“), „Autotypie Meisenbach“ und ähnliche Herrlichkeiten geschehen wäre.

Möchte das mit so großer Liebe und Sorgfalt hergestellte Werk, dem die Verlagshandlung auch einen ausnehmend schönen Einband gegeben — nach einem venezianischen (?) Original von 1544 —, in kunstsinigen Kreisen die gebührende Beachtung finden.



Literatur.

Der geistliche Tod. Erzählung aus dem katholischen Priesterstande von Emil Marriot. Wien, Verlag von Hugo Engel.

Noch nie mag ein nachsichtsvolles Entgegenkommen von seiten der Kritik so gute Folgen gehabt haben wie bei Fräulein Emil Marriot. Als 1880 ihr erstes Buch erschien, der Roman „Egon Talmors“ (Wien, Hartleben), da wurde es trotz solcher Schwächen — es war doch eigentlich ein wüßtes Werk —, welche dessen Lektüre wenig erfreulich machten, doch mit vielem Lobe begrüßt; es war mehr der Gruß an die verheißungsvolle Zukunft, welche die gleichwohl hindurchleuchtende Begabung des ungeläuterten Autors versprach, als die Wahrheit selbst über das Werk. Einen großen, ja kaum begreiflichen Fortschritt erwies schon das 1883 folgende zweite Buch der Dame: „Die Familie Hartenberg. Roman aus dem Wiener Leben“ (Berlin, Verlag von F. und P. Lehmann). Damals erwarb sie sich einen sehr lebhaften Fürsprecher an Paul Heyse, und auch Paul Lindau schrieb ein Langes und Breites über sie; beide erkannten das energische, auf rücksichtslose, realistische Wahrhaftigkeit steuernde Talent der jungen Schriftstellerin warm an. Und was kann auch mehr für einen einnehmen, als sein Streben nach Wahrheit? Dieses Streben zeichnet auch obige neueste Erzählung aus, über die auch bereits Adam Müller-Guttenbrunn einen trefflichen Aufsatz (in der „Deutschen Wochenschrift“) veröffentlicht hat, dem sich wenig neues hinzufügen läßt, nur daß man doch das Lob etwas einschränken möchte, welches er dem „Geistlichen Tod“ speziell zuteil werden läßt. Das reifste Werk Emil Marriots? Mag sein, aber keineswegs ein fehlerfreies, in gewisser Beziehung sogar hinter der früheren „Familie Hartenberg“

*) Wollen wir nicht in Zukunft auch Steinographie und Holzographie sagen?